

infoblatt



Eveline Winnewisser und Martin Küng gehörten zum Gründungs-Team der Suchtpräventionsstelle.

Wir probierten damals einfach verrückte Dinge aus

Wieso sich die Leute von der Suchtpräventionsstelle (SUP) als Hasen verkleideten? Und ob es Prävention heute überhaupt noch braucht? Zum Dreissigsten der SUP lassen Eveline Winnewisser und Martin Küng die Vergangenheit aufleben und beantworten Fragen zur Gegenwart.

Eveline Winnewisser, Ihr Büro ist quadratisch, praktisch, gross. Wie sahen die Arbeitsräume der SUP beim Start vor 30 Jahren aus?

Eveline Winnewisser: Wir hatten keine. Wir begannen in der Jugendberatung an der Gerechtigkeitsgasse und wechselten erst später in eine Wohnung im Seefeld, wo ein Schneider sein Atelier hatte. Dort hatten wir für 10 Leute zwei Räume und zwei Holzpulte.

Martin Küng: Wobei eine Kollegin gleich in die Ferien ging, weil sich der Start immer weiter nach hinten verschob.

Wieso das?

EW: Vielleicht, weil die Anstellungen über die Departemente hinweg ge-

schahen, ich weiss es nicht. Die einen wie Martin kamen vom Sozialamt, andere wie ich vom Schulamt. Alles dauerte ewig. Ich hatte mich im Frühling 84 beworben und hatte das erste Gespräch im Sommer, im Herbst das zweite und dann passierte lange nichts. Bis ich im Winter das Telefon erhielt: Wenn ich wolle, könne ich beginnen.

Wie begannen Sie einen Job, den es zuvor nicht gab?

MK: Wir starteten mit einer externen Arbeitswoche. Jeder versuchte da einzubringen, was ihm wichtig war. Was uns die Woche aber auch einbrachte, war der Ruf, die teuerste Selbsterfahrungsgruppe der Stadt zu sein.

EW: Es war wirklich Selbsterfahrung pur: Zwei landeten miteinander im Bett, und sass man auf dem WC, putzten sich andere im selben Raum die Zähne. Ich litt die ganze Woche und konnte kaum schlafen.

Sie blieben trotzdem.

EW: Ja, weil ich jemand bin, der nicht

aufgibt, und weil es mich doch packte. So schwierig die Teamdynamik war, inhaltlich wurden wir uns schnell einig.

MK: Wir sahen die Chance, eine Prävention zu machen, die vom Menschen ausging und nichts mit «Drogen – Nein danke!» zu tun hatte. Die Allermeisten sahen das Drogenproblem damals als einen Abszess, den es grosszügig rauszuschneiden galt. Die Stadt war in ihrer Ohnmacht hingegen offen für einen neuen Weg.

Sie waren auch offen für diesen Weg. Wie kam es?

EW: Wie faszinierend die Welt der Drogen für viele war, wusste ich aus eigener Erfahrung. Dass Verbote da wenig helfen, war mir deshalb klar. Es ging darum, einen vernünftigen Umgang zu finden.

MK: Zuvor hatte man ja versucht, Drogensüchtige wie Alkoholiker zu behandeln. Das funktionierte nicht. Es waren ganz andere Charakteren, die sozial oft viel weniger eingebunden waren.

Man begann deshalb, eigene Institutionen zu gründen. Aber apropos Abstinenz: Wollte man im Alkoholbereich arbeiten, war Abstinenz ein wichtiges Kriterium bei der Anstellung. Wir hingegen wurden nach unserer Erfahrung gefragt. Man wollte Leute, die wissen, worum es geht.

EW: Zu deutlich durfte man das allerdings auch nicht sagen.

Auf welche Schwierigkeiten stießen Sie bei der konkreten Arbeit?

MK: Wir standen immer wieder in der Kritik. Da war eine Jugendpsychiaterin. Eine hervorragende Fachfrau zwar, punkto Drogen aber prägte sie die reaktive Seite. Sie forderte null Toleranz, alles andere sei zum Scheitern verurteilt. Aus ihrer Sicht war das verständlich. Dutzende Jugendliche, die sie betreut hatte, waren abgestürzt. Zum Glück erhielten wir Rückendeckung von Ambros Uchtenhagen, dem Uni-Professor für Sozialpsychiatrie. Seine Studien zeigten, dass das Zusammenspiel der Faktoren komplex ist, dass «broken home» nicht zwingend Drogensucht bedeuten muss.

EW: Andere wiederum versuchten uns als Abstinenzler abzustempeln. Wir waren so auf alle Seiten immer wieder gefordert, unsere Position darzulegen.

Kaum haben Sie Ihre Arbeit aufgenommen, ging es richtig los: Die Drogenszene richtete sich auf dem Platzspitz ein. Hat Sie das Elend nicht beelendet?

EW: Anfangs waren die Verhältnisse noch nicht so schlimm. Die Situation verschlechterte sich erst mit der Sogwirkung, welche die Szene entfaltete. Das führte immerhin dazu, dass sich verschiedene Akteure auf eine Zusammenarbeit besannen.

MK: Und diese war nötig. Zuvor kam es immer wieder zu Situationen, über die man heute nur den Kopf schüteln kann. So gaben Gassenarbeiter Abhängigen saubere Spritzen ab, die ihnen der Polizist um die Ecke gleich wieder wegnahm. Absurd, und das alleine schon deshalb, weil beide von der selben Stadt angestellt waren. Aber plötzlich traten viele auf den Plan, die helfen wollten.

EW: Und alle hatten sie gute Absichten, aber auch verschiedene Haltungen. Abschreckung blieb ein Thema. Es gab tatsächlich Lehrer, die ihre Schüler mit

dieser Absicht durch den Platzspitz führten. Solche Bilder zu relativieren, war Teil unserer Arbeit.

Wie korrigierten Sie diese Bilder?

MK: In den Schulen arbeiteten wir mit Rollenspielen und Theatern. Das Stück «Ich wett, dass dir äh Flügel bricht» zum Beispiel wurde über 100 Male aufgeführt. Wichtiger als die Stücke oder die Rollenspiele waren aber die Diskussionen hinterher.

EW: Wann haben wir eigentlich mit der Werbung begonnen, Martin? Da war doch diese Broschüre ...

MK: ... ja, «Warum. Darum». Die brachten wir 1987 raus. Wir schwenkten dann aber Richtung Werbekampagnen um. Social Marketing kam damals auf, die Idee also, dass man auch soziale Anliegen bewerben kann.

Als Sie Ihre Arbeit begannen, mussten Sie Suchtprävention quasi erfinden, nach dem «Try and error»-Prinzip. Was werten Sie im Rückblick als «error»?

MK: Das «1. Zürcher Hasenläuten» (lacht). Der Mensch braucht Strukturen und diese auch im Jahresablauf. Das war für uns klar und auch, dass er diese Orientierung verliert, wenn es zu jeder Zeit alles zu essen gibt – im Winter Erdbeeren und so weiter. So entstand die Idee, im Herbst auf Zürichs wichtigsten Plätzen Osterhasen zu verteilen. Es war eine paradoxe Intervention wie aus dem Bilderbuch.



EW: Verteilen wäre ja noch gegangen, wir waren selber als Osterhasen unterwegs (lacht). Ich finde aber nicht, dass diese Aktion ein Fehler war. Wir probierten einfach verrückte Dinge aus. Ich denke aber, dass wir es damit hie und da übertrieben haben. In der Schule wollten wir – wie glorreich – gleich den ganzen Betrieb auf den Kopf stellen. Wir machten Pause, wenn uns danach war, und nicht wenn

die Glocke läutete. Als Resultat störten unsere Schüler und Schülerinnen den Unterricht der anderen. So handelten wir uns den Ruf einer ziemlich eigenartigen Truppe ein. Einzelne Lehrerkollegen wollten danach nichts mehr

mit uns zu tun haben. Es brauchte viel Zeit, um das Vertrauen wieder aufzubauen.

MK: Die Schwierigkeit war ja, etwas zu vermitteln, von dem die Wenigsten eine Ahnung hatten. Die Genussfähigkeit etwa. Die übten wir in den Schulen, indem wir den Kindern ein Täfelchen Schokolade gaben, damit sie es im Mund zergehen lassen. Eine tolle Übung, das finde ich heute noch, aber damals fragte sich die eine oder der andere wohl schon, was das soll. Draussen lagen Heroinsüchtige im Dreck, und zu Hause erzählte das Kind, es habe in der Präventionsstunde Schoggi gegessen. Man muss aber auch sagen, dass wir damals noch kaum wussten, was wirklich wirkt. Man hatte eine lässige Idee und zog diese durch. Erst in den 1990er-Jahren begann man die Wirkungen der Massnahmen wissenschaftlich zu evaluieren.

Mit welchen Resultaten?

MK: Zuerst erschrakten wir, weil es so aussah, als ob nichts wirken würde. Erst mit der Zeit merkte man, dass man nicht die Massstäbe anlegen konnte wie etwa in der kurativen Medizin, wo sich Ursache und Wirkung viel besser messen lassen.

EW: Und man merkte, dass auch die Praxis ihren Wert hatte. Der strukturelle Ansatz galt in dieser Zeit als das einzige Wahre. Dass man etwa mit Gesetzen viel mehr Wirkung erzielt, als wenn man versucht, das Nachdenken über das eigene Verhalten zu fördern. Die Frage war und ist aber, wie man die Leute erreicht. Ich erinnere mich an ein Projekt mit Handpuppen. In allen Farben malten wir uns aus, wie die Lehrerinnen und Lehrer mit diesen Puppen auf eine halbtherapeutische Art arbeiten würden. Es wurde nichts daraus. Sie konnten sich mit diesem Rollenwechsel nicht anfreunden. So etwas kann dir keine Evaluation sagen, das lehrt einen nur die Praxis. Und wenn wir es vorhin von «error» hatten, heute muss ich sagen, das war einer.

Was wirkt? Wie beantworten Sie die Frage heute, mit 30 Jahre Erfahrung?

EW: Wie gesagt, man muss die Zielgruppe erreichen, und idealerweise spricht man sie auf verschiedenen Ebenen an. Das kann mit einer Kampagne beginnen, die für ein Thema sensibilisiert, auf das man andernorts wieder trifft und mit eigenen Erfahrungen verbindet. Ein gutes Beispiel finde ich den Jugendschutz beim Alko-



Eveline Winnewisser ist Leiterin der Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich.



Martin Küng ist Projektleiter bei der Suchtpräventionsstelle im Bereich Familie & Freizeit.

Was wirklich wirkt, wussten wir damals kaum.



holverkauf. Eine Kampagne machte darauf aufmerksam, Eltern wurden informiert, die Leute im Gastgewerbe geschult, die Polizei arbeitete mit, und es werden Testkäufe durchgeführt. Es ist ein Gesamtpaket, bei dem diverse Player mitwirken. Auf die Verzahnung kommt es also an – und auf Kooperationen!

MK: Bemerkenswert finde ich, wie selbstverständlich wir heute in verschiedensten Gremien Einsitz haben. Das war früher ganz anders. Mir kamen erste Projekte mit Berufsschulen in den Sinn: Sagte ich da etwas in einer Sitzung, erschien davon nichts im Protokoll. Erst als ich in den Pausen das Gespräch mit den Polizeivertretern suchte, und diese meine Argumente dann einbrachten, wurden sie protokolliert. Oder dass Jugendanwälte Jugendliche in unsere Cannabiskurse schicken, auch das wäre undenkbar gewesen früher.

EW: Da merkt man, dass sich in den 30 Jahren doch vieles verändert hat. Dass sowohl Stadt wie auch Bevölkerung Präventionsanliegen mittragen.

Und offenbar tragen diese Früchte: 15-Jährige rauchen und trinken so wenig wie seit 30 Jahren nicht mehr. Das zeigte jüngst eine Studie von Sucht Schweiz. Ist Ihr Job damit erledigt, braucht es keine Suchtprävention mehr?

EW: Ich weiss noch wie du, Martin, sagtest: Das Ziel unserer Arbeit sei, dass es uns nicht mehr braucht. Das war vor 30 Jahren, und ich dachte, du spinnst ...

... und, Martin Küng?

MK: Nein, ich spinne nicht (lacht). Die Zahlen haben mich sehr gefreut.

Man darf sich aber nicht auf einzelne Substanzen konzentrieren. Man muss genau hinschauen und sich fragen, sind die Jungen auch gesund, und fühlen sie sich so?

Sind das nicht Fragen, die über die reine Suchtprävention hinausgehen?

MK: Mit diesem Widerspruch leben wir.

EW: Das Geld spielt hier eine Rolle. Gesprochen wird es nur, wenn man ein klares Profil hat und aufgrund dessen handelt. Dass sich Suchtprävention aber in vielen Themen mit Gewalt- oder auch Suizidprävention überschneidet, liegt auf der Hand. Für uns bedeutet das, dass wir zum einen das eigene Profil beachten und zum anderen Kooperationen eingehen. Ob es aber Suchtprävention noch braucht? Ich glaube nicht, dass abhängiges Verhalten je verschwinden wird. Das Verlangen, Grenzen zu überschreiten, neue Sinneserfahrungen zu machen oder auch zu vergessen oder sich zu betäuben, wird immer da sein. Und das ist auch gut so, finde ich. Gibt man dem Verlangen aber nach, besteht ein Risiko, in eine Abhängigkeit abzugleiten. Von daher, ja, Suchtprävention wird es auch künftig brauchen.



Ich glaube nicht, dass abhängiges Verhalten je verschwinden wird.



Erinnerungen an den Platzspitz....

... hochkommen, liess Nicola Behrens von Stattdreisen. Mit viel Wissen führte er Dutzende Teilnehmende von der Riviera zum Letten. So auch der Name des Jubiläums-Stadtrundgang, der Zürichs Drogen-geschichte nachgeht und immer wieder mit Details überrascht. Was erstaunte die Zürcher und Zürcherinnen an den Hippies? Dass Männer und Frauen die gleichen Kleider trugen. Wie viele Spritzen wurden 1994 im Letten abgegeben? Über vier Millionen. Nächste Führungen: Samstag, 11. Juli, und Donnerstag, 13. August. Informationen dazu und zu den übrigen Jubiläumsveranstaltungen gibt unsere Website.



Happy Birthday....

... wünschte Kabarettistin **Olga Tucek** der Suchtpräventionsstelle und hob ein Glas mit promillefreiem Bühnenwein. Das Fest zum Dreissigsten der SUP fand am 16. April im Planet 5 am Zürcher Sihlquai statt. Schulvorsteher **Gerold Lauber** würdigte in seiner Rede die Wandlungsfähigkeit der SUP. Deren Fähigkeit zur Zusammenarbeit über (fast) alle Grenzen hinweg lobte **Claude Hunold**, der Direktor der Schulgesundheitsdienste, und Stellenleiterin **Eveline Winnewisser** warf einen Blick zurück in die Geschichte und einen Blick nach vorne. Auf's Jubiläumsjahr, dessen Veranstaltungen unter dem Motto «Sucht im Wandel der Zeit» stehen. Olga Tucek und ihre Bühnenpartnerin **Nicole Knuth** zeigten daneben Ausschnitte aus ihrem jüngsten Programm, das sinnigerweise dem Rausch gewidmet ist.



Junge rauchen...

... und trinken so wenig wie seit 30 Jahren nicht mehr. Das der Befund der HBSC-Studie, welche Sucht Schweiz im Frühling veröffentlichte. Offen blieb, woran das liegt. Ob die Jungen mehr auf ihre Gesundheit achten? Oder ob sie nicht mehr zum Rauchen und Trinken kommen, weil sie täglich über drei Stunden am Handy, am Computer oder hinter dem TV verbringen? Apropos digitale Medien: Jede und jeder zweite Jugendliche sah sich schon mindestens einmal in irgendeiner Form mit Cybermobbing konfrontiert. Zu diesem Schluss kam im Mai eine ETH-Studie. Diese beschäftigte sich mit Gewalterfahrung von Jugendlichen im Kanton Zürich, und zwar von 1999 bis 2014. Beruhigend: Insgesamt haben die Gewalterfahrungen abgenommen. Auffällig: Zugenommen haben sie in Paarbeziehungen – und in den digitalen Medien.



Herzlich willkommen...

... **Jonas Halter**. Der 25-Jährige hat im Mai sein sechsmonatiges Praktikum begonnen. Der Berner studiert an der ZHAW im Masterstudiengang Psychologie und löst **Andrea Baumberger** ab. Nach einem Jahr an der SUP arbeitet Andrea neu als Psychologin bei der Integrierten Suchthilfe Winterthur. Alles Gute wünschen wir ihr und sagen: «Willkommen zurück, Monique.» Nach ihrer Babypause arbeitet **Monique Brütsch** wieder zu 40 Prozent im Bereich Schule & Ausbildung.

Stadt Zürich
Suchtpräventionsstelle
Röntgenstrasse 44
8005 Zürich

Telefon +41 44 412 83 30
suchtpraevention@zuerich.ch
www.stadt-zuerich.ch/suchtpraevention